

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Das gebrochene Gelübde

urn:nbn:de:bsz:31-62042

die das Tal schützend umgaben, noch die herrlichen Nasenflächen und farbenprangenden Beete, die sich um ihn herumbreiteten. In sein Gesicht trat wieder der alte unruhige, halb mißmutige Zug, und der alte Reeder, der ihn scharf beobachtete, schloß daraus, daß er der Pflege überdrüssig sei und daß ihn die Arbeit locke: er drängte auf die Abreise.

Hinrich gab nach; er fühlte selbst, daß er kein guter Gesellschafter sei.

Am Tage ihrer Rückkehr schrieb der alte Herr unter viel Anstrengungen und langen Pausen eine Art Dokument nieder, das Hinrich zum Inhaber des Geschäfts einsetzte und ihm alle Rechte eines Besitzers einräumte. Gespannt hingen seine Augen an denen seines Sohnes, — leuchtete denn noch immer nicht freudige Dankbarkeit auf?

Hinrich sah ernst zu seinem Vater hinüber.

„Ich muß dir etwas gestehen, Vater,“ sagte er endlich, „ich kann dein großes Geschenk nur annehmen, wenn du mir noch eine Bitte erfüllst —“ der Alte bewegte unruhig den Kopf: Bedingungen waren ihm stets etwas Verhaftes gewesen! — aber Hinrich sprach ruhig weiter: „Ich liebe Susanne Gökler. Darf sie meine Frau werden?“

Der Alte sah ihn star an, die Unterlippe schob sich vor, ein Zeichen seiner inneren Erregung. Mit zitternden Händen schrieb er auf seine Tafel: „Nie! Du bist zu schade für sie, — denkst du nicht an die Ehre der Firma?“ — „Wir können es uns zur Ehre anrechnen, wenn sie mich erhörte,“ antwortete Hinrich. Dann reichte er dem Vater Susannes Brief.

Aber die Wirkung blieb aus. Boshaft und verächtlich lautete das Urteil: „Abgekartet, das Ganze. Sie spielt sich auf als die Edle, Verzichtende, sie ist gerade so verlogen und so schlau wie ihr Vater.“

Hinrich stieg das Blut in die Wangen; auf Sekunden sahen sie sich wieder an wie Erzfeinde. Beide gleich in ihrem Starrsinn und ihrem Jähzorn. Aber was half's? Der Kampf begann also von neuem, es hieß noch einmal von vorn anfangen.

Hinrich glättete Susannes Brief, den der Alte wie unabsichtlich zusammengeballt hatte, und legte ihn in sein Taschenbuch zurück. Dann zerriß er das Dokument. „Ich verzichte auf alles, Vater,“ sagte er ruhig. „Vermach dein Geschäft, wem du willst, dein Geld frommen Stiftungen! Susanne und ich werden doch glücklich sein, — jetzt gleich gehe ich und hole mir endlich, endlich ihr Jawort.“

War das sein Sohn? Wieder ihm trotzend — das reich und freudig Gebotene von sich stoßend, auf seinem Willen beharrend, unbeugsam, fest? Keine Bitte versuchte er, keine Überredungskünfte wandte er an. Er unterwarf sich nicht dem Gebot, er verließ sich stolz auf seine Kraft. Hatte er selbst ihn nicht so gemollt? Und wenn er hart werden sollte, seines eigenen Wertes bewußt, konnte er sich dann noch wie ein Kind dem Willen des Vaters beugen? Nein, seine Macht war gebrochen, sein Tagewerk vollbracht. Der Mann dort drüben, der die Bücher und Papiere ruhig, ohne Hast, verschloß und Ord-

nung machte, als bereite er alles dem Nachfolger vor, bedurfte seiner nicht mehr. Der ging seinen Weg, unbeirrt um die Hindernisse, die er ihm in den Weg legen wollte: an dessen eherner Stirn zerschellte das Geschick, das er mit kraftlosen Händen schleuderte. Das war der Lauf der Welt, und an den ewig wiederkehrenden Bestimmungen ließ sich nicht rütteln: Die Alten, dann die Jungen, bis sie wieder zu Alten wurden; und für jeden schlug die Stunde, da er den Höhepunkt seiner Kraft erkannte; und die andere, schwere, da er sich sagen mußte: es ist vollbracht, — du bist überflüssig geworden. —

Hinrich kam gemessenen Schrittes quer durch das Zimmer zurück, den großen Schlüsselbund in den Händen. Wieder durchfuhr ihn ein Gefühl der Erlösung: jetzt endlich konnte er an sich denken, und was er getan hatte, Susanne würde und mußte es gutheißen! Sie waren beide nicht sentimental, der Alte wie der Junge. Zärtlichkeiten waren niemals Brauch zwischen ihnen gewesen. Hinrich rückte dem Vater alles bequem zur Hand und sagte ruhig: „Ich komme morgen wieder, Vater. Das Haus wirst du mir ja nicht verbieten. Ich nehme meine letzte Stellung wieder auf —“

Dann lag der Alte allein und ein Tag und eine lange, schlaflose Nacht vergingen, bis der letzte Kampf ausgerungen war und die bittere Erkenntnis seiner Ohnmacht der Überzeugung wich, daß es besser ist, sich selbst zu überwinden, als sich von anderen besiegen zu lassen. Und eine lang verhaltene Zärtlichkeit für seinen Sohn, der nun doch so genau in seine Fußstapfen getreten war, wallte in ihm auf, als er bei Sonnenaufgang mit großen zitternden Buchstaben schrieb: „Komme! Kommt beide, du und Susanne. Ich will dich nicht anders wie du bist. — Du bist doch Art von meiner Art. Laßt uns aneinander halten bis zuletzt!“



Das gebrochene Gelübde.

Der Nebstochter von Hinterkirch hatte alles, was ein Mann seines Standes sich nur wünschen konnte, eine gut gehende Wirtschaft, Haus und Hof, fette Äcker und schöne Matten und — ansehnliche Kapitalien. Eine schöne und, was noch mehr sagen will, auch verständige und brave Frau waltete unermüdetlich in Haus und Hof und war ganz geeignet zur Beglückung eines Mannes.

Aller dieser Dinge und Vorzüge wegen wurde der Nebstodtwirt allgemein beneidet und für einen der Glücklichen unter den Sterblichen gehalten, und gar mancher, der unter der Last der Arbeit und unter Kummer und Sorgen fast zusammenbrach, sagte im Gefühl seiner Ohnmacht und im Hinblick auf den Nebstodtwirt: „D hätte ich's doch auch wie der! Dem bringt man das Geld ins Haus, sein Tisch ist immer gedeckt, besser als meiner an der Hochzeit, und das Arbeiten hat ihm noch keine Schwielen gemacht. Ja, ja, so möcht' ich's haben, dann wär' ich glücklich!“

So und ähnlich äußerten sich die Leute über den Nebstodtwirt. Er selbst aber spürte nicht viel von dem Glück, dessen er nach Ansicht anderer sich erfreuen sollte. Weil er von Jugend auf an der vollen Krippe gestanden und des Lebens Not und Sorge höchstens vom Hörensagen kannte, wußte er das Ungeheme seiner Lage auch nicht zu schätzen. Er fiel von einer Langeweile in die andere, und so hatte er vom Müßiggang keinen allzugroßen Profit. Das viele Essen und Trinken aber wurde ihm mehr beschwerlich als gedeiulich, und er sagte oft: „Es ist doch eine traurige Welt. Ein ewiges Einerlei, Wachen und Schlafen, Aufstehen und Niederlegen, Essen und Trinken, das ist die ganze Abwechslung.“

So sagte dieser Mann, den so viele beneideten, gar oft, wenn er auf dem Kanapee lag, ein Beweis, daß volle Schüsseln nicht immer glücklich machen und daß das Glück oft da am wenigsten zu finden ist, wo man es zuerst vermutet hätte.

Um sich die Langeweile zu vertreiben, machte dann der Nebstodtwirt allerlei Pläne und ließ Wünsche in seinem Herzen aufsteigen, die schließlich alle mit seinem Hauptwunsch zusammenhingen: einen Stammhalter zu besitzen!

Ja, sein größter Verdruß, in dem alle andern Sorgen und Kummernisse ihre Wurzeln hatten, lag allerdings in dem Umstand, daß er trotz seiner achtjährigen Ehe noch nie mit Vaterfreuden beglückt worden war. Trotzdem er mit der Frau in denkbar bestem Einvernehmen lebte, war der Storch stets am Nebstod vorbeigegangen, als ob der für Störche und Kinder gar nicht da wäre. Nicht einmal mit einem Mädchen wollte er sich herbeilassen, geschweige denn mit einem Buben.

Und drum hatte der Nebstodtwirt keine Freude an der Arbeit, keine Freude an seiner Sache, drum war er immer unwirch und launisch und drum konnte er so bissig werden, wenn die Leute ihn beneideten, und drum gab er seinem Mißmut so oft Ausdruck und sagte: „Da meinen die einfältigen Leute, ich sei glücklich, und die Hauptsache, welche ein Familienleben erst schön und traut machen kann — ein Kind — fehlt mir. Was nützen mich Haus und Hof, was nützt mich die Anhäufung meiner Kapitalien, wenn ich sie statt einem Träger meines Namens sachenden Erben hinterlassen muß. Nichts nützen sie mir, als daß ich mich darüber ärgern kann.“

„So müssen Sie nicht reden, Nebstodtwirt,“ sagte

dann oft der Herr Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis. „Danken Sie dem lieben Gott für die empfangenen Wohlthaten. Danken Sie ihm, daß er Sie in so reichem Maße mit leiblicher und geistiger Gesundheit sowie mit irdischen Glücksgütern gesegnet hat. Schauen Sie nicht immer über sich, sondern mehr unter sich, mehr auf Leute, die es unendlich schwieriger haben. Das wird Ihrer Zufriedenheit förderlich sein. Ich begreife ja Ihren Schmerz über den Mangel an Vaterfreuden und Leibeserben. Allein ein armer Familienvater, der die ganze Stube voll Kinder hat und in der Arbeit und Sorge um ihr Wohl, ihre Ernährung und Erziehung sich aufreiben muß, ist doch viel, viel schlimmer daran als Sie. Und was nicht ist, kann immer noch werden. Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und gar manche Ehe wurde noch in spätern Jahren mit Kindern gesegnet. Das kann auch bei Ihnen geschehen. Unterdessen tun Sie hie und da an einer armen Familie, an armen Kindern ein gutes Wort, und Sie werden sich dafür an Ihrem Herzen gesegnet finden; denn Geben ist seliger denn Nehmen. Man kann auch an fremden Kindern Freude haben, sofern man mit echt christlicher Liebe sie umfaßt und ihrem Wachstum und Gedeihen durch milde Zuwendungen förderlich ist.“

„Wenn ich das wüßte, Herr Pfarrer,“ sagte der Nebstodtwirt eines Abends auf dessen Ermahnung, „wenn ich das wüßte, daß Beten und Wohlthun mich der Erfüllung meines Herzenswunsches näher bringen könnten, ich würde Tag und Nacht beten und mir auch ein Opfer auferlegen, z. B. keinen Tropfen Wein oder sonst ein geistiges Getränk mehr zu mir zu nehmen. Das schwör' ich Ihnen zu dieser Stunde, Herr Pfarrer.“

„Ob Sie den Schwur halten können, Nebstodtwirt? Ich bezweifle es sehr. Sie sind den Markgräfler und Affentaler zu sehr gewohnt, um sich so leicht und auf die Dauer von ihnen trennen zu können.“

„Leicht wird mir's nicht werden, aber ich schwör's zum zweiten und zum dritten Male, Herr Pfarrer, kein Tropfen kommt mehr über meine Lippen, so der Himmel mit einem lieben Kinde mich beglückt.“

So schwor der Nebstodtwirt, und um den Himmel noch günstiger für sich zu stimmen, wurde er ein wahrer Vater der Armen. Er bezahlte der alten Müllerlies allmonatlich die Miete, suchte da und dort eine kinderreiche Familie auf, um zu sehen, was not tat, ließ in der Kirche den Moyses-Altar restaurieren, die Heiligen neu bemalen und vergolden, stiftete ein Kreuz auf dem Kirchberg und behielt auch manchmal einen Handwerksburschen umsonst über Nacht. Kurz, er zeigte sich in seinem Wohlthun sehr tätig und wurde ob dieser Tätigkeit an Leib und Seele wie neugeboren.

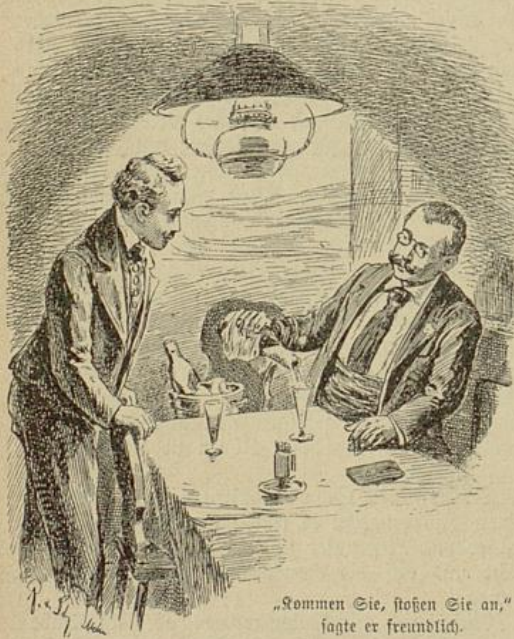
Um dieses Wohlbestinden zu steigern, machte er mit seiner Geliebten — er hatte es ja dazu und die Schwester besorgte derweil die Wirtschaft — eine Reise in die wunderfame Schweiz, wo er vier Wochen verweilte, den Pilatus bestieg, der Jungfrau

einen Besuch machte, auf dem Züricher- und Bierwaldstättersee sich schaukeln ließ und auch Maria Einsiedeln nicht vergaß.

Und siehe da, der malignöse Storch, der daheim den Nebstocwirt und dessen Frau keines Blickes hatte würdigen wollen, sagte in der Schweiz ein Kleines an, zur unaussprechlichen Freude des kinderlosen Paares.

Der Nebstocwirt aber war seines Gelöbnisses eingedenk und trank von Stund an weder Wein noch Bier noch Schnaps mehr.

Fröhlich und vergnügt reiste das Paar wieder heimwärts und auch hier hielt sich der Nebstocwirt streng an sein Gelöbniß.



„Kommen Sie, stoßen Sie an,“
sagte er freundlich.

Da begab es sich, daß Herr Weber, ein reicher Fabrikant, wie immer, wenn eine Geschäftsreise ihn ins Städtchen führte, im Nebstoc Quartier nahm.

Sofort nach dem Nachtessen, das er im Nebenzimmer eingenommen, lud er den Nebstocwirt, wie er's jederzeit getan, zu einer Flasche Champagner ein. Dieser lehnte unter Hinweis auf sein Gelöbniß ab und sagte: „Der Himmel hat mein Gebet erhört, folglich muß ich auch mein Versprechen halten!“

„Pah,“ sagte der Herr, „sind Sie denn auf einmal so blödsinnig geworden, daß Sie an solches Zeug glauben? Habe Sie doch früher immer als einen sehr verständigen Mann befunden und nun schlagen Sie so um und werden ein bigotter Betbruder, der nicht einmal mehr einen Tropfen Wein zu trinken wagt. Gebetserhörnung! Blödsinn, sage ich Ihnen. Da hätte der Herrgott viel zu tun, wenn er auf jedes Menschen Beten und Wünseln hören müßte. Alles, was wir in uns und um uns sehen, vollzieht

sich nach den strengen und erakten Gesetzen der Natur, und diese können durch kein Gebet aufgehoben werden. Ihr Fall ist doch auf natürliche Art zu erklären, warum kommen Sie aufs Übernatürliche. Gebet soll geholfen haben!? Die Luftveränderung und etwas Selbsthypnotismus haben Sie der Erfüllung Ihres Herzenswunsches näher gerückt, weiter nichts. Ich könnte Ihnen hundert Fälle erzählen, wo sich Ähnliches unter denselben Umständen zuge tragen hat. Also seien Sie kein Esel, schlagen Sie sich den Aberglauben aus dem Kopf und trinken Sie mit mir, wie Sie es früher auch getan haben. Dann werden Ihnen die Mücken, die der Herr Pfarrer Ihnen in den Kopf gesetzt hat, schon wieder vergehen. Kommen Sie, stoßen Sie an,“ sagte er freundlich drängend, indem er zwei Kelchgläser mit Champagner füllte.

Aus falscher Scham nippt der Nebstocwirt an dem Glase, mit dem Nippen aber kam der Appetit, die Begierde nach dem längst entbehrten Genuß und — er trinkt das Glas auf einen Zug leer. Er setzt sich hin und trinkt noch eins und wieder eins und bleibt bis morgens zwei Uhr bei seinem Gast, und eine ganze Batterie von leeren Flaschen gibt Zeugnis von der Herren Tätigkeit. Mit dumpfen, nebelumflortem Kopfe suchen sie ihr Lager auf, das sie nur mit Mühe finden.

„Großer Gott,“ ruft die Nebstocwirtin mit gerungenen Händen am Morgen, als sie die Wirtsstube betritt, „großer Gott, mein Mann liegt droben im Bett und spricht irr. Schnell, Kathrin,“ wandte sie sich an die Magd, „lauf schnell zum Doktor, ehe es zu spät ist. Sage, daß es keinen Verzug leidet. Er soll dir auf dem Fuße folgen! O das ungelige Trinken,“ fuhr sie im Selbstgespräch und weinend fort, „wie sehr hab' ich meinen Mann gewarnt, und nun er nicht folgte, kommt die Strafe auf dem Fuße nach!“

Weinend ging sie wieder hinauf ins Schlafzimmer, um nach ihrem Mann zu sehen.

„Gehirnentzündung, Alkoholvergiftung,“ konstatierte der Arzt. „Ein sehr heikler Fall,“ sagte er weiter, „der Schlimmes, ja das Allerschlimmste im Gefolge haben kann. Dem Schlimmsten vorzubeugen, wollen wir wenigstens kein Mittel unverzucht lassen.“

Er schrieb ein Rezept, das alsobald nach der Apotheke getragen wurde. Dann legte er dem im Delirium sich windenden Patienten Eis auf und tat sonst, was den Umständen angemessen war.

Die Nebstocwirtin aber erinnerte sich währenddessen, daß Herr Fabrikant Weber am Abend die Absicht, früher abreisen zu wollen, kundgegeben hatte, und sagte daher zum Zimmermädchen: „Kösle, der Herr Weber wird noch im Bett sein und schlafen. Geh, klopfe ihm doch, er will ja mit dem Neunhutzug fort.“

Kösle kam dieser Weisung sofort nach, bekam aber trotz seines energischen Klopfens von Herrn Weber keine Antwort. Leise drückte es die nur an-

gelehnte Türe auf, fuhr aber in demselben Augenblick mit einem lauten Aufschrei zurück.

„Ja, was ist dir denn?“ fragte die Wirtin, als das Mädchen freideweiß und im höchsten Grad bestürzt drunten ankam.



Der Arzt untersuchte den Toten.

„Ach, Nebstodwirtin,“ entgegnete dieses, „der Herr Weber liegt langausgestreckt auf dem Zimmerboden und gibt kein Zeichen von sich. Ich glaub', er ist tot!“

„Wollen gleich 'mal nachsehen,“ sagte der Arzt. „Hier kann ich vorläufig doch nichts tun, droben gibt's vielleicht noch Arbeit für mich,“ und er ging mit der Wirtin hinauf in des vornehmen Gastes Zimmer und fand den Herrn tot.

Der Arzt untersuchte den Toten und „an Gehirnschlag gestorben,“ lautete kurz die Bekanntgabe des Befundes.

„Hier kommt meine Hilfe zu spät. Leichenschauer, Schreiner und Totengräber allein finden noch Arbeit. Gehen wir also wieder hinunter zu Ihrem Mann, Frau Nebstodwirtin, dort gibt's vielleicht bei sorgsamer Pflege noch etwas zu retten.“

Und wirklich, die Bemühungen des Arztes hatten insoweit Erfolg, als der Nebstodwirt mit dem Leben davonkam, aber — blind mußte er fortan auf der schönen Erde herumlaufen. Nie mehr konnte er am Blau des Himmels, nie am Goldglanz der Sonne, am erquickenden Grün der Matten und am blinkenden Morgentau sich freuen. Blind war er durch seine Krankheit geworden, blind blieb er und blind mußte er die Ankunft seines Kindes begrüßen. Nie im Leben konnte er an seinem Anblick sich freuen. Entsetzlich!

Auf natürliche Weise, nach den Gesetzen der Natur war auch hier alles zugegangen. Die Herren hatten sich maßlos betrunken, sich gegen die Natur ver-

sündigt, und diese, die man ungestraft nie beleidigen kann, hatte sofort ein strenges Urteil gesprochen und den Vollzug desselben auf dem Fuße folgen lassen.

Die Leute im Städtchen aber, die ob diesem Fall erschüttert wurden, legten sich die Sache anders aus und sagten: „Gott ist gut, Gott ist die Liebe und Barmherzigkeit, aber er läßt seiner nicht spotten!“

Ein Bubenstreich.

Humoreske von F. F. Masaidet.

Ein Greisler hatte vor seinem Laden ein großes Faß Zwetschgen stehen. Er hatte das Faß ein wenig schief aufgestellt, damit dessen schwachster Inhalt den Vorübergehenden mehr in die Augen fiel. Es bedurfte nur eines leichten Stoßes, um es umzuwerfen. Das hatten auch drei böse Buben bemerkt, die nun einen losen Streich verabredeten, den sie auch sofort ausführten. Sie stießen das Faß um, dessen Inhalt sich nun über das ganze Trottoir bis auf die Straße ergoß, wodurch natürlich eine Menge Neugieriger herbeigelockt wurde.

Der eine der drei Spitzbuben rannte eiligst davon, der zweite blieb ganz keck beim Faß stehen und der dritte lief in den Laden des Greislers hinein und schrie: „Herr Greisler! ein Bub hat das Zwetschgenfaß umgeworfen — dort läuft er noch!“ Der wohlbeleibte Greisler, der das Faß ohnehin hatte fallen



„Herr Greisler! ein Bub hat das Zwetschgenfaß umgeworfen — dort läuft er noch!“

hören, stürzte nun auf die Straße hinaus, wo er den einen Buben wirklich noch laufen sah; doch da er sehr schwerfällig war, konnte er nicht daran denken, den leichtfüßigen Missetäter einzuholen.

Jetzt trat der andere Junge, der beim Faß stehen geblieben war, zu dem Greisler und sagte: „Ich hab'